Erste Beilage zum Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

№ 167. Freitag den 15. Juni 1888. 82. Jahrgang.

Berliner Leben.

Nachdruck verboten.

Berlin, 13. Juni. Die Veränderungen, welche wenige Wochen im Leben einer Großstadt zu Stande bringen, merkt Derjenige erst recht, der, wie der Schreiber Dieses, nach einiger Abwesenheit an den Strand der Spree zurückkehrt und nun überall, wohin ihn sein Fuß führt, auf Umgestaltungen, sowie Neuerungen trifft. Wer ein aufmerksamer Beobachter des weltstädtischen Treibens ist, sieht, wie fast jeglicher Tag eine weitere Phase in der Entwickelung Berlins bedeutet, und selbst der an Ueberraschungen Gewohnte muß erstaunen über die Zahl und Schnelligkeit der einzelnen Metamorphosen. Eine interessante Bereicherung hat zunächst hier das Straßenbild erhalten, seitdem die zwei- und vierräderigen Velocipeds „freigegeben" worden sind; bisher von der Polizei in Acht und Bann erklärt, der stete Gegenstand unaufhörlichen Aergers für alle corpulenten Schutzleute, welche den übermüthigen, ihnen vor der Nase vorbeisausenden Radfahrern nicht nachzurennen vermochten, sieht man jetzt hunderte und abermals hunderte der flinken Maschinen auf- und niederrollen, und zwar sind dieselben, mit wenigen Ausnahmen, sofort in den Dienst des Handels und der Industrie gestellt worden. Das merkt man denn auch schon den Gesichtern der „Ritter vom eisernen Roß" an, daß ihre Inhaber weniger zum eigenen Vergnügen dahineilen, als um Commissionen zu besorgen, um Aufträge auszurichten und Meldungen einzuziehen, und auch Besorgungen werden dadurch sehr erleichtert, da Lasten bis zu zwei Centnern an den Fahrrädern befestigt werden können. Auch unternehmungslustige Damen haben sich bereits mit dem neuen Beförderungsmittel befreundet und erscheinen als Sportladies zumeist in Begleitung eines Herrn. Ein hübsches Motiv übrigens für moderne Romandichter: „Die Verlobung auf dem Dreirad". Vielleicht wird von einem realistischen Künstler demnächst auch Amor mit diesem Attribut dargestellt! Den Zweifahrern, den eigentlichen Velociped-Sportsleuten, ist wohl der Eingang ins Paradies, aber nicht der in Berlin erlaubt; sie hoffen allerdings, daß auch ihnen gegenüber die Polizei bald mildere Saiten aufziehen wird und sie, ebenso wie ihre „dreirädrigen" Collegen, auf den abgehaltirten Straßen der Hauptstadt dahinschwirren können. Vorläufig hatten sie auf ihren eigenen großen Rennbahn im Thiergarten genug zu thun, wo in diesen Tagen unter bedeutender Theilnahme des Publicums das internationale Velocipedwettfahren, auf dem die besten deutschen, holländischen, österreichischen, englischen und amerikanischen Fahrer um die Palme rangen, stattgefunden hat.

Auch was das Gebiet der Bauthätigkeit anbelangt, haben verschiedentliche Straßenzüge während des letzten Monats wesentliche Bereicherungen erfahren. Das mächtige, fast ein Stadtviertel einnehmende Polizeigebäude am Alexanderplatz ist ziemlich unter Dach und Fach gebracht, die Cyklopenmauern des Reichstagshauses steigen immer höher und höher empor und das Naturhistorische Museum geht seiner letzten inneren Einrichtung entgegen. Natürlich, wie könnte es auch anders sein, sind wiederum, um „einem dringenden Bedürfniß abzuhelfen", mehrere Dutzend neuer Bräus eröffnet worden, neben ihnen aber läßt sich jetzt auch das Berliner Bier seine glänzenden Tempel errichten, allwo sich Tag für Tag die Anhängerschaaren des Gambrinus zu ausgedehnten Opferspenden versammeln. Es wäre nicht uninteressant, eine Statistik aufzustellen, wieviel Bier vor zehn Jahren in Berlin getrunken wurde und wieviel heute hier consumirt wird, ohne Zweifel auch zehnmal mehr. Wer aus München nach Berlin kommt, der muß glauben, er fahre wiederum in die Isarstadt ein, denn gerade so wie dort stehen hier auf den Schienensträngen vor den Bahnhöfen lange Güterzüge mit den wohlbekannten weißen Wagen der großen Brauereien, in riesigen Buchstaben die Firmen nennend, als „Pschorr", „Spaten", „Augustiner", „Weihenstephan" ꝛc.

Giebt es in Berlin genug Orte, wo man den inneren Menschen ausspülen kann mit jeder nur erdenklichen Sorte Bier oder Wein, so war bisher hier ein Mangel an solchen Stätten, in denen man den äußeren Menschen abspülen konnte. Merkwürdiger Weise ist bisher hier, in dieser Residenz des Luxus und der Wohlhabenheit, eine Einrichtung arg vernachlässigt worden: die des Bades. Berlin hatte bisher kein einziges Badeetablissement, in welches man den Fremden mit Stolz führen konnte; nun ist auch diesem Mangel durch das soeben eröffnete „Römerbad" in der verlängerten Zimmerstraße abgeholfen und dadurch Berlin um eine Sehenswürdigkeit vermehrt worden. Pompös präsentirt sich schon das Heim des Bades, ein Prachtgebäude, welches zugleich ein Hotel und eine ausgedehnte Restauration enthält. Architectur und Kunst wetteiferten, um die einzelnen Räume des Bades in bewundernswerther Weise zu schmücken und den Aufenthalt in ihnen zu einem wirklich behaglichen und genußreichen zu machen. Aber auch die technische Einrichtung ist eine treffliche, und wenn hier und da, wie beim römischen Dampfbade, einige Mängel herrschen, so können dieselben bald beseitigt werden. Mit dem verschwenderisch durch die leuchtendsten orientalischen Vorhänge und Teppiche, mit den werthvollsten Gemälden und Bildwerken, kurz mit dem raffinirtesten Geschmack eingerichteten Bade ist zugleich ein medico-mechanisches Institut, verbunden mit einer beträchtlichen Zahl von Apparaten für Gymnastik und Heilkunde. Die hier aufgestellten, sinnreich construirten Maschinen mit ihren Reck- und Geh-, Streck- und Zug-Vorkehrungen täuschen uns über die gefährlichsten Alpenpartien und kühnsten Reit-Ausflüge hinweg; neben ihnen existiren noch elektrische Bäder und Inhalationen, zu diesen wird sich ferner noch eine Kalkwasser-Heilanstalt gesellen, ein Arzt ist jedoch stets zu Auskünften bereit, ein Frisir-Salon ist mit den Bädern verbunden, während man sich im Wasser tummelt, kann man seine Wäsche reinigen und plätten lassen, und zu Allem soll noch der Versuch gemacht werden, das Bad auch während der Nacht offen zu lassen. Ob sich das Publicum auch mit den Preisen — ein Wannenbad: 1 ℳ 50 ₰, ein römisches Bad: 2 ℳ 50 ₰, ein elektrisches Bad: 4 ℳ, ein Besuch der orthopädischen Anstalt: 5 ℳ, eine ärztliche Consultation: 5 ℳ — einverstanden erklären wird, das muß erst die Erfahrung lehren, sicher ist, daß mit der Einrichtung dieses Bades eine fühlbare Lücke ausgefüllt wurde.

Kann man in dem „Römerbade" die weitesten Fußtouren unternehmen, noch dazu mit Einathmung des würzigsten Fichtennadeldufteſ, ohne sich auch nur vom Platze rühren zu brauchen, so findet die Phantasie der Reiselustigen in einem anderen Orte Berlins vollste Befriedigung und zwar in dem neuen Panorama der Lofoten. Wo bisher die Kämpfe unserer braven Marinetruppen mit den Kamerun-Negern veranschaulicht waren, sehen wir jetzt im reizvollen Bilde die weiten Wasserflächen des Oceans, begrenzt von den äußersten Küstenstrichen des Landes der Mitternachtssonne. Riesige, von Möven umflatterte Felsmassen erheben ihre schneebedeckten Häupter, Gießbäche stürzen von ihnen in die Tiefe, Rennthierherden weiden auf den moosigen Triften und von Dampfern und Fischerbooten ist der in hellem Sonnenlicht schimmernde Meeresarm belebt. Das von Jos. Krieger herrührende, sorgsam ausgeführte, mit allen Panorama-„Kniffen" versehene Gemälde ist von tiefer Wirkung, aber wir hegen doch gelinde Zweifel, ob es, zumal es ohne lebhaftere Staffage ist, auf die Dauer die Besucher anziehen wird. Weitgehendes Interesse erwecken das Panorama und die Dioramen in dem jetzt wieder von heiterstem Leben erfüllten Ausstellungspark, in welchem Abends der Wiener Meister Strauß seine Walzer-Capelle dirigirt. Im Olympia-Tempel, wo bisher der Blick über die peramenische Ebene mit ihrer Fülle von Kunstschätzen schweifte, zeigt sich jetzt den entzückten Augen das von Nero in Flammen gestreckte Rom. Der Morgen zieht dämmernd über der ewigen Stadt herauf, aber die rosig leuchtenden Vorboten der Sonne werden vertrieben durch die zum Himmel emporlodernden Flammen und Rauchwolken, die aus den im Vordergrunde befindlichen engen Gassen und Straßen aufschlagen. In der Mitte, gluthumströmt, erhebt sich das massige Capitol mit dem Tempel des olympischen Jupiters, dahinter, terrassenförmig aufsteigend, bemerken wir die kaiserlichen Paläste mit ihrer Unzahl einzelner Gebäude, wie Tempel, Villen, Bäder, Säulenhallen ꝛc. Von einem Söller aus sieht Nero allein dem schaurigen Schauspiele zu, während sich seine Umgebung in wilden Gelagen ergeht. Den schwierigen Vorwurf haben die Maler trefflich gelöst und ein Werk von imponirender Schönheit geschaffen. Wehmüthige Erinnerungen erwecken in uns die Scenen aus dem Leben Kaiser Wilhelm's darstellenden drei Dioramen im Aegyptischen Tempel. Das eine schildert uns die Abfahrt König Wilhelm's nach dem Kriegsschauplatze 1870, wie der königliche Wagen „Unter den Linden" von den tiefbewegten, grüßenden, Abschied nehmenden Volksmassen umdrängt wird, das zweite die täglich sich wiederholende unvergeßliche Episode bei dem Vorüberziehen der Wache vom königlichen Palais, wo der greise Monarch freundlich lächelnd die Huldigungen der Tausende entgegennimmt, das dritte die feierliche Aufbahrung der Leiche im Dom. Jedes der Gemälde berührt uns wie eine theure persönliche Erinnerung, jedes ist mit Meisterschaft wiedergegeben; wenn uns etwas daran nicht gefällt, so ist es hier und dort die gar zu realistische Skizzirung der Volksmengen.

Die Theater suchen augenblicklich den etwas schwierigen Kampf mit der günstigen Witterung aufzunehmen, und die Sommerbühnen bestehen ihn wohl am siegreichsten. Zu den Concertgärten des Kroll'schen und Belle-Alliance-Theaters hat sich nun auch der des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters gesellt und findet mit seinem abwechselnden Programm guten Besuch. Im Residenztheater üben die studentischen Aufführungen des Trümpelmann'schen Lutherfestspieles noch tüchtige Anziehungskraft aus, und die durch keine Hitze und keine Entfernungen zu entmuthigenden Abonnenten des Schauspielhauses lassen sich im Wallner-Theater vier einactige Richtigkeiten, darunter leider auch ein wenig befriedigendes Stückchen von Paul Heyse, vorführen. Den Schauspielern aber wie den Sängern merkt man theilweise doch bereits die Reiselust an, sie spielen und singen im schnellsten Tempo, als ob sie dadurch den lockenden Tagen der Ferien näherkommen könnten!

Paul Lindenberg.

Die Sonderausstellung des Museums für Völkerkunde.

I.

Tschuktschen und Korjaken.

(Schluß.)

* Die Kleidung der Tschuktschen ist aus Rentthier- oder Seehundsfellen gefertigt, die aus ersterem Materiale, welches wärmer ist, wird von den Weibern getragen. Die Männer sind während des Winters in zwei Pütz gekleidet; derjenige, welcher am Körper getragen wird, ist aus dünneren Fellen gefertigt, deren haarige Seite nach innen gewendet ist, wohingegen der äußere aus dicken Fellen besteht und mit der Hauptseite nach außen getragen wird. Außerdem haben sie, wenn es regnet oder rauher Schnee fällt, einen Regenrock von aufgeschnittenen und dann wieder zusammengenähten Gärmen oder Baumwollenzeug, welches sie „Kalika" nennen. Vorderhand sah auch einmal einen solchen Ueberrock aus einer Art Rentthier-Sämischleder gefertigt, welcher von aufgeschnittener Beschaffenheit und sichtlich einheimisches Fabrikat war. Derselbe war ursprünglich weiß, später aber mit breiten, genähten braunen Rändern verziert worden. Das Pütz der Tschuktschen reicht nicht ganz bis an die Knie und wird mit einem Riemen um den Leib zusammengehalten. Unter dem Pütz werden zwei Paar Hosen getragen; das innere Paar mit den Haaren nach innen und das äußere mit den Haaren nach außen. Diese Beinkleider sind gut gearbeitet, aufgrad und reichen bis an das Fußgelenk. Die Fußbekleidung besteht aus Mocassins, welche aus Rentthier- oder Seehundsfellen hergestellt und oberhalb des Fußgelenks befestigt sind. Die Sohlen sind aus Walroß- oder Bärenfell und haben die Hauptseite nach innen; der übrige Theil der Mocassins hat das Haar nach außen. In den Schuhen trägt man Strümpfe aus Seehundshaut oder auch Hen. Die Kopfbedeckung besteht aus einer mit Perlen verzierten Haube, über welche bei strenger Kälte eine mit Handfell eingefaßte Ueberhaube gezogen wird. Die Ueberhaube schließt unter dem Kinn oft dicht an und breitet sich mit einem wolstigrauen Kragen über die Achseln aus. Zu einer vollständigen Tracht gehört ferner noch ein Halstuch aus Fellen oder eine Boa, sowie ein Kinntuch aus mythisch über einander gelegter Rentthierhaut oder aus verschiedenen Arten von Häuten, welche in Form von schachbretähnlichen kleinen Quadraten zusammengenäht sind. Dieses Ornament findet sich auch als Besatz an den Pützen, an denen es sich sehr geschmackvoll ausnimmt, wie aus den sehr schönen Exemplaren der Dörries'schen Sammlung zu ersehen ist. Während des Sommers und weit in den Herbst hinein gehen die Männer mit unbedecktem Kopfe, ungeachtet dessen, daß sie das Haar auf dem Scheitel bis an die Wurzel abgeschnitten haben.

Während der warmen Jahreszeit werden die Winterkleider im Verhältniß zur Zunahme der Wärme abgelegt, so daß die Kleidung schließlich nur aus einem Pütz, dem Regenrock und ein Paar Beinkleidern besteht. Die Sommermocassins haben oft ebenso lange Schäfte wie unsere Wasserstiefeln. Im Zelte tragen die Männer nur kurze, bis an die Hüften reichende Lendenhosen, mittelst Lederriemen um Leib und Lende. Die männliche Kleidung ist wenig verziert; dagegen tragen die Männer oft Perlenbänder an den Ohren und auch große, geschmackvoll geordnete perlenbesetzte Bänder aus Thierfellen, oder auch mit einigen größeren Perlen besetzte Lederbänder an der Stirn. Zur Kleidung der Männer gehört ferner ein oft mit Perlen und Silberbeschlägen hübsch verzierter Augenschirm, welcher hauptsächlich im Frühjahre zum Schutze gegen das starke, von den Schneefeldern zurückgeworfene Sonnenlicht getragen wird.

Die Männer sind nicht tätowirt, haben jedoch zuweilen ein rothes oder schwarzes Kreuz auf die Backen gemalt. Sie tragen das Haar mit Ausnahme eines kurzen Büschels mitten auf dem Scheitel und einer Franse an der Grenze des Hautbodens bis an die Wurzel abgeschnitten. Die Frauen haben langes Haar, welches mitten in der Stirn abgetheilt und mit Perlenbändern und Flechten zusammengeflochten ist, die an den Ohren herabhängen. Sie sind sehr oft im Gesicht und zuweilen auch auf den Armen und anderen Körpertheilen tätowirt. Das Tätowiren geschieht nach und nach. Die Tracht der Frauen gleicht sehr der des Mannes. Der Ueberpütz, welcher länger und weiter ist als der des Mannes, geht nach unten in eine Art Hose über. Auch die Aermel sind außerordentlich weit, so daß der Arm mit Leichtigkeit eingezogen oder herausgeschlagen werden kann. Unter dem Ueberpütz wird ein Unterpütz oder Beghende unter diesem ein Paar kurze Beinkleider getragen. Unmittelbar da, wo der Ueberpütz aufhört, beginnen die Mocassins. Im Nacken ist der Pütz bedeutend ausgeschnitten, so daß ein Theil des Rückens entblößt ist. Alle übrigen Kleidungsstücke, die Mocassins, Kinntücher, Hauben und die aus Hütten gefertigten Halstücher sind wie die des Mannes. Im Ganzen genommen ist die Tracht der Frauen mehr verziert als die der Männer und scheinen die dazu verwendeten Felle auch mit größerer Sorgfalt ausgewählt und zubereitet zu sein. Im Innern des Zeltes gehen die Frauen nahezu nackt und nur mit ganz kurzen Unterhosen aus Fellen oder aus „Kalika" oder mit einem schmalen cingulum pudicitiae bekleidet. Auf dem nackten Körper werden außerdem ein oder zwei Lederriemen um den einen Arm, ein Lederriemen um den Hals und um den Leib und einige eiserne, seltener kupferne, Armbänder um die Handgelenke getragen.

Wenn die Kinder einige Jahre alt sind, erhalten sie eine der Kleidung der Eltern ähnliche Tracht, welche für die Mädchen und Knaben verschieden ist. So lange sie noch klein sind, werden sie in ein weites Futteral aus Fellen mit nach unten zugenähten Beinen und Aermeln gesteckt. Hinten befindet sich eine vierlappige Tasche, welche Moos, zur Aufnahme der Excremente bestimmt, eingeschoben und gewechselt wird. An den Enden der Aermel sind zwei Oesen angebracht, welche um die Beine des Kindes gelegt werden, sobald es die Mutter in einen Winkel des Zeltes wegsetzen will. Im Innern des Zeltes gehen die Kinder vollkommen nackt.

Sowohl Männer, als Weiber benutzen im Winter Schneeschuhe. Ohne dieselben unternehmen sie nicht gern eine längere Wanderung im losen Schnee, was ihnen zu mühsam ist. Der Rahmen der Schneeschuhe ist aus Holz und die Laufstücke derselben aus starken, wohlgespannten Riemen gefertigt. Es giebt auch solche aus sehr breiten, an den Seiten nach oben gebogenen dünnen Brettern, die mit Seehundfell bekleidet sind.

In Folge der Schwierigkeit, sich während des Winters durch Schmelzen von Schnee über einer Thranlampe Wasser zu verschaffen, kann eine Waschung des Körpers bei den Tschuktschen zu dieser Jahreszeit nicht in Frage kommen. Die Gesichter sind jedoch vom Schneegestöber rauhgepeitscht, aber während der kalten Jahreszeit mit zugleich geschwollen und mit Frostwunden bedeckt. Ueberhaupt ist der Reinlichkeitssinn der Tschuktschen nicht groß. So benutzen die Weiber, wie Nordenskjöld berichtet, den Urin als Schönheitswasser. Bei einer gemeinsamen Mahlzeit wird die Hand oft als Löffel gebraucht und nach derselben wird in Ermangelung von Wasser ein Gefäß mit kurz zuvor gelassenem Urin zum Waschen der Hände herumgereicht. Die Kinder werden selten gewaschen und selbst dann, wenn die äußere Kleidung rein, neu und aus mit Sorgfalt gewählten hübschen Fellen gut zugeschnitten ist, ist die untere Kleidung schmutzig und ungeziefer genug dazu vorhanden. Die Speisen werden oft auf eine für uns ekelhafte Weise eingenommen, so daß ein Lückerbissen von Mund zu Munde geht.

Die Lampe, vermittelst welcher das Feuer und Licht im Zelte unterhalten wird, besteht aus einem platten Troge aus Holz, Walfischknochen, Tuffstein oder gebranntem Lehm; sie ist hinten breiter als vorn und mittelst eines freisförmigen, gebogenen Kammes in zwei Abtheilungen getheilt. In der vorderen Abtheilung wird der Docht aus Moos in einer langen und dünnen Reihe längs der Kante gelegt. Das Brennmaterial besteht aus Thran. Unter der Lampe befindet sich jederzeit ein anderes Gefäß, bestimmt, den Thran aufzunehmen, der vielleicht verschüttet werden könnte. Mangel an Thran betrachten die Eingeborenen als ein ebenso großes Unglück wie Mangel an Lebensmitteln. Während des Sommers kochen sie auch über Holz an der freien Luft oder im Rauchzelte, während des Winters nur im äußersten Nothfalle im letzteren. Sie finden nämlich den Rauch, welcher von Holz im gedeckten Zelte verbreitet wird, unausstehlich. Ungeachtet Treibholz in hinreichender Menge am Strande vorhanden ist, wird es doch nicht benutzt. Der Umstand, daß ihre Feuerung keinen Rauch verbreitet, hat indessen den Vortheil, daß die Augen der Tschuktschen bei Weitem nicht so angegriffen zu sein pflegen als die der Lappen.

Feuer erhält man theils mittelst Stahl, Feuerstein und Zunder, theils durch ein Bohrergeräth. Der Feuerstahl, nicht selten europäischen oder russischen Ursprungs, und eine Anzahl Feuersteine werden in einem Lederbeutel verwahrt, welcher um den Hals getragen wird. In diesem Beutel befindet sich dann noch ein anderer kleinerer Beutel, welcher den Zunder enthält, der theils aus den wolligen Haaren verschiedener Thiere, theils aus allerlei trockenen Pflanzentheilen besteht. Eine andere Art von Feuererzeugung besteht aus einem trockenen Holzstock, welcher mittelst eines gewöhnlichen Bogenbohrers gegen einen trockenen, halbmondförmigen Holzstock gerieben wird. Der obere Theil des Pflockes, welcher gedreht wird, läuft in einer mit einem runden Loche versehenen Drillscheibe aus Holz oder Knochen. Im Zündstocke sind Kerben angebracht, um der Bohrerspitze eine Stütze zu geben. Wenn mit diesem Feuerzeuge Feuer gemacht werden soll, so wird der untere Theil der Bohrerspitze mit etwas Thran bestrichen, der Zündstock mittelst des einen Fußes fest auf den Boden gedrückt, der Bogenstrick um den Bohrer geschlungen, und während man dieser von der linken Hand mittels der Drillscheibe fest gegen den Zündstock gedrückt wird, führt die rechte Hand den Bogen, zwar nicht gerade sehr schnell, aber gleichmäßig, sicher und ohne Unterbrechung, so lange hin und her, bis Feuer entsteht. Einige Minuten sind gewöhnlich hierzu erforderlich.

Von Hausgeräthen sind zu erwähnen: das Gerberschabegerät, welches aus Stein oder Eisen besteht und in einem Holzschaft befestigt ist. Mit diesem Geräthe wird die feuchtgemachte Haut mit großer Sorgfalt gereinigt, dann so genau gerieben, gefleckt und gekratzt, daß mehrere Tage zur Zubereitung einer einzigen Rentherhaut erforderlich sind. Es ist das eine anstrengende Beschäftigung, welche von den Weibern besorgt wird. Nachdem die Haut hinreichend bearbeitet ist, füllt die Frau ein Gefäß mit ihrem eigenen Urin, vermischt denselben mit zerdrückter Wedmutrinde, welche über der Lampe getrocknet worden ist, und reibt dann dieses gewärmte Gemisch in die Rentherhaut, welcher auf der einen Seite dann eine rothe Farbe verliehen wird. Die Häute werden durch diese Bearbeitung sehr weich und auf ihrer inneren Seite nahezu sämischartig. Zuweilen wird auch die Rentthierhaut zu wirklichen Sämischleder von ganz ausgezeichneter Beschaffenheit gegerbt. Ferner findet man zwei Sorten von Eßhacken. Der Schaft ist von Holz, das Blatt der einen spatenförmig aus einem Walfischknochen, das der anderen aus einem Walroßzahne hergestellt; derselbe ist mittelst Lederriemen mit großer Geschicklichkeit am Schafte befestigt. Hinweilen ist der Schaft und auch das Blatt aus Knochen und die Befestigung auf eine etwas abweichende Weise hergestellt worden.

Wetzsteine werden aus einheimischem Thonschiefer gefertigt. Diese sind oft an dem einen Ende durchlochet und werden, gleichwie das Messer, der Löffel und die Saugröhre, mit einer Eisenbeizange befestigt am Gürtel getragen.

Ferner kommen vor im Hause hergestellte Gefäße aus Holz, Walfischknochen, Walfischhaaren und Häuten verschiedener Art, dazu aber auch Messer, Bohrer, Aexte und Töpfe amerikanischen und europäischen Ursprungs. Thran und andere flüssige Waare werden oft in Säcken aus Seehundshaut aufbewahrt. Bei solchen Häuten ist der Körper durch die beim Abschneiden des Kopfes entstandene Oeffnung entfernt und darauf diese sowohl, als auch alle natürlichen und beim Tödten der Thiere verursachten Oeffnungen fest zugebunden worden; in der einen Vorderfuge wird hierauf mit großer Geschicklichkeit ein kalt- und wasserdichter, mit Zwicklich und Zapfen versehener Holzpflock angebracht.

Was den Kunstsinn der Tschuktschen anbelangt, so zeigt sich derselbe in Schnitzereien aus Elfenbein und Holz, sowie in Zeichnungen und Mustern. Viele der Elfenbeinschnitzereien, die vorkommen und von denen auch eine größere Anzahl sich in der Dörries'schen Sammlung befinden, sind alt und abgenutzt und lassen erkennen, daß sie lange, vermuthlich als Amulette, in Gebrauch gewesen sind. Verschiedene Thierbilder sind Geburten der Einbildungskraft und können als solche lehrreich sein. Zur Allgemeinen sind die Schnitzereien plump ausgeführt, verrathen jedoch einen gewissen Geist. Auch die rohschnitzlichen Zeichnungen sind grob und plump ausgeführt, verrathen aber eine gewisse Sicherheit in der Zeichnung und treffen, wie die Elfenbeinschnitzereien, Das, was an dem Vorwurfe charakteristisch ist, so daß man jedes Thier sofort erkennt. — Die Stickereien werden gewöhnlich auf rothgefärbten Lederstreifen ausgeführt, theils mit den weißen Haaren des Rentthiers, theils mit rothem und schwarzem Garn, welches man als Tauschwaare an der Beringsstraße erhält. Der Vorrath an Farbestoffen ist nicht besonders groß; dieselben werden theils dem Mineralreiche, theils dem Pflanzenreiche entnommen. Die Mineralfarben werden mit Wasser zwischen flachen Steinen gerieben; die Rinde wird, wie Nordenskjöld vermuthet, mit Urin behandelt. Roth ist die Lieblingsfarbe der Tschuktschen.

Die bei den meisten, sowohl bei den europäischen, wie auch asiatischen und amerikanischen Polarvölkern, bei den Lappen, den Samojeden, den Tungusen und den Eskimos so gewöhnliche Trommel, oder richtiger Tamburin, wird in jedem tschuktschischen Zelte angetroffen. Eine Art Aberglaube ist auch hier damit verbunden. Die Trommel besteht aus einem Magensack des Seehundes, welcher über einen niedrigen, an einem kurzen Schafte befestigten Holzringe gespannt ist. Zeichnungen finden sich auf dem Felle derselben nicht vor. Der Trommelschlägel besteht aus einem 30—40 cm langen Splitter einer Walfischkarte, dessen eines Ende in eine so feine und biegsame Spitze auslauft, daß dieselbe eine Art Pinselschnurre bildet.

Sobald der dickere Theil des Bartenspitters gegen den Rand des Trommelfelles geschlagen wird, schlägt das dünne Ende desselben gegen die Mitte des Felles, welches auf diese Weise zwei Schläge auf einmal erhält. Die Trommel wird gewöhnlich von den Männern geschlagen und von einem sehr einförmigen Gesange begleitet. Die Trommel hat übrigens noch eine ganz besondere Anwendung, wie Nordenskjöld mittheilt. Wenn die Tschuktschen-Damen ihr langes schwarzes Haar ordnen und kämmen, so geschieht dies vorsichtigerweise über der Trommel, auf deren Boden die zahlreichen Haare, welche der Kamm von dem warmen heimathlichen Herde mit sich in die kalte Welt hinausführt, gesammelt und — sofern sie nicht gegessen — gekocht werden. Dieselben zu verzehren, ist nach Ansicht der Tschuktschen nicht allein schmackhaft, sondern auch gesund für die Brust.

Außer der Trommel verwenden die Tschuktschen auch noch ein anderes Tonintrument, einen in zwei Hälften gespaltenen Pflock, welcher, nachdem der Spalt in der Mitte etwas erweitert und ein Stück Walfischkarte eingespannt worden ist, wieder zusammengefügt worden ist.

Die Korjaken, welche gleichfalls, wenn auch nicht so umfangreich wie die Tschuktschen, in der Dörries'schen Sammlung vertreten sind, wohnen als Nachbarn dieser südlich vom Flusse Anadyr, wo sie auf der Halbinsel Kamtschatka bis zum Flüßchen Ulci im Osten und bis zur Chariakka im Westen reichen, ferner bewohnen sie das ganze Küstengebiet von der Penschina bis zum Kutschen. Auch sie zerfallen in seßhafte, welche die Küstengegenden bewohnen und sich hauptsächlich vom Fischfange nähren, und in wandernde, welche mit ihren Rentthierherden im Innern des Gebietes herumziehen. Beide Abtheilungen der Korjaken unterscheiden sich sowohl durch ihre Leibesbeschaffenheit, als auch durch ihre Sitten. Die seßhaften ähneln den Kamtschadalen und Rentthiertschuktschen, sie sind gleich diesen große und stark gebaute Leute. Dagegen sind die wandernden klein und mager. Das Haupt ist klein, das Haar schwarz, die Augen klein, die Nase kurz und stumpf, dagegen der Mund groß. Korjaken und Tschuktschen sind etwa ebenso nahe verwandt wie Spanier und Portugiesen, unterscheiden sich nur sehr wenig von einander. Die Gegenstände, welche die Korjaken besitzen, sind ziemlich dieselben wie die der Tschuktschen, wenigstens ähneln sich dieselben sehr, so daß wir hier nicht weiter darauf einzugehen brauchen.

Vermischtes.

— In Folge eines Schlaganfalls starb am Montag in Merseburg der Generaldirector der Landfeuersocietät der Provinz Sachsen, von Huelsen, ein durch seine Agitation gegen die Feuer-Versicherungs-Actiengesellschaften auch in weiteren Kreisen bekannt gewordener Mann.

— **Bologna**, 12. Juni. („Kölnische Zeitung.") Die Festereignisse dieser Tage drängen und schieben sich im Raum, so daß den Festgästen ein ruhiges Besinnen unmöglich wird. Am Sonntag fand nach dem studentischen Empfange der Festvortrag Panzacchi's statt, welchem ein Frühschoppen folgte. Das italienische Comité stellte die französischen und deutschen Gäste einander vor, und beide Parteien entledigten sich der Pflicht der Höflichkeit mit guter Haltung und mit Anstand zum stillen Vergnügen der Bolognesen, eine halbe Stunde später begegnete man Wagen mit deutschen und französischen Studenten, die unter tollem Jubel von italienischen Studenten durch die Straßen gezogen wurden. Die Festvorstellung „Tristan und Isolde" beschloß den Abend für die Studentenschaft noch lange nicht, noch um 5 Uhr Morgens wurden von weinfrohen Musensöhnen bei Mandolinenklang lustige Serenaden gebracht. Frischer als die übermüdigen Scholaren traten in den Morgenstunden dann die angereisten Professoren in Erscheinung, da der Sindaco den Empfang schon für 8 Uhr Morgens angesagt hatte, um die Gäste der Stadt kennen zu lernen; unter weiteren Besuchen und Gängen verlief der Morgen. Nachmittags gab die städtische Capelle in der Ausstellung ein treffliches Concert; um 5 Uhr erfolgte die Enthüllung des Reiterstandbildes Victor Emanuel's in Gegenwart der Morgens eingetroffenen Majestäten; auf dem großen Platze vor dem Rathhause hatten die Professoren und Studenten der fremden wie der italienischen Universitäten, die hiesige Studentenschaft mit ihren Professoren, die Behörden und Honoratioren Bolognas sowie zahlreiche Schützen- und Veteranenvereine Stellung genommen. Den weiten Platz füllte eine zahllose Menge fremder und einheimischer Schaulustigen ein, welche jeden Zollbreit Raum füllte; alle Fenster bis auf die Dächer der mit Fahnen, Wappendecken und Teppichen reich geschmückten Häuser waren mit Schaulustigen besetzt. Der deutsche Botschafter erschien in großer Uniform. Das königliche Reiterstandbild, ein Werk Monteverde's, erwies sich als sehr wirksam und paßt vortrefflich zu den monumentalen Gebäuden des Platzes. Der König äußerte sich sehr erfreut und befriedigt. Abends folgte die große Beleuchtung der Ausstellungsgärten, dann ein äußerst schöner Fackelzug; statt Fackeln wurden Stangen mit Zusammenstellung bunter Lämpchen in allen erdenklichen Formen getragen; vor den Gemächern des Königspaares im Rathhause erfolgte fast eine Stunde lang ununterbrochen eine Kundgebung aufjauchzender Begeisterung. Später fand bei den Majestäten der Empfang der fremden Ehrengäste statt, welche die huldvolle Liebenswürdigkeit des Königspaares nicht genug zu rühmen wußten. Den Höhepunct der Feier bildete heute der eigentliche Festactus, der die Gäste von 8 Uhr früh bis nach 2 Uhr in Athem hielt. Zunächst versammelten sich die hiesigen und fremden Professoren und Studenten in der Universität; der prächtige innere Hof mit den offenen breiten Umgangshallen, mit Fahnen und Blumen reich geschmückt, bot mit den festlich gekleideten Zuschauern, unter denen die schönen Frauen und Mädchen der Bürgerschaft wenigstens die Hälfte bildeten, einen reizvollen Anblick; das Bild erhielt aber erst Füllung und bunte Färbung, als die sehr zahlreichen Abgesandten der fremden und einheimischen Hochschulen in ihren Amtstrachten, im Kleide der akademischen Würde einzogen und ihnen gegenüber die Studenten, ebenfalls mit bunten Abzeichen, die deutschen mit Kollern, Kanonen, gezogenen Schlägern, Cerevismützen oder Baretten, Platz nahmen. Als darauf das Königspaar mit dem Thronfolger und dem Hofe dann von den Versammelten begeistert begrüßt unter dem Thronhimmel erschienen, begann die festliche Handlung mit einer Ansprache des Rectors, welcher sich diejenige des Unterrichtsministers anschloß; dann hielt der Dichter Professor Carducci die eigentliche Jubelrede, die an einen eingehenden Rückblick auf die Vergangenheit manchen zündenden, von den Studenten mit brausendem Beifall aufgenommenen Hinweis auf unsere Tage knüpfte. Mittlerweile war es Mittag geworden; bei der glühenden Sonnenhitze stellte sich vielfach Erschöpfung ein, aber das Interesse erwachte von Neuem, als nun die akademischen Abordnungen der Professoren in Gruppen nach den Ländern geordnet erschienen und nach kurzen Ansprachen ihrer Wortführer die schriftlichen Grüße ihrer Hochschulen, schön auf Pergament ausgeführt, überreichten. Die Reihenfolge war alphabetisch geordnet, so daß Oesterreich-Ungarn den Reigen eröffnete und dann zunächst Belgien folgte; die skandinavischen Reiche erschienen zusammen, dann Frankreich, Deutschland, England mit seinen Colonien, Portugal, Spanien, die Schweiz, die Vereinigten Staaten; es waren interessante Gruppen bedeutender Köpfe und Männer in eindrucksvoller Tracht; wenn die Franzosen in ihrem gelben oder rothen Gewändern an das Alterthum erinnerten, so mahnten die Deutschen in Tracht und Erscheinung an das Mittelalter; die Engländer und Spanier erschienen, obschon Laien, dem Zuschauer wie Priester der Inquisition. Die meisten Redner sprachen italienisch, mehrere französisch, einzelne, wie die Engländer, auch lateinisch, der Wortführer der Griechen griechisch. Im Namen der deutschen Vertretung, der zahlreichsten und stattlichsten von allen, sprach Professor von Hofmann aus Berlin in trefflichem Italienisch, kurz, aber warm, herzlich und gewinnend; der deutsche Redner riß die Anwesenden mit sich fort zu betäubendem Beifall, als er erzählte, wie er zu der Ehre der Sprechens gelangt sei, weil er selbst vor fast fünfzig Jahren hier in Bologna studirt habe, und als er die vielen Beziehungen Deutschlands zu Bologna in vergangenen Tagen hervorhob. Auch der zweite Sprecher der Deutschen, Professor Stölzel, der vom preußischen Justizministerium im Auftrage der preußischen Regierung entsandt worden war, fand eine ungemein herzliche Aufnahme. Im Namen der italienischen Universitäten antwortete Professor Pessina, worauf Professor Gandino in lateinischer Sprache eine Abschiedsansprache hielt, in welcher er dem Wunsche Ausdruck gab, daß der bewaffnete Friede einem wirklichen Völkerfrieden weichen und der einzige Kampf das Wettringen der Völker um die Palme der Tugend und der Wissenschaft sein werde.

SLUB
Wir führen Wissen.